

Wann ist ein Gottesdienst gut?

Die Erwartungen an einen guten Gottesdienst gehen stark auseinander. Gibt es trotzdem Möglichkeiten, Qualität im Gottesdienst zu messen und allenfalls zu verbessern? Darum ging es in der Werkstatt Gottesdienst und Musik am 31. August in Aarau mit den Referenten Dr. Folkert Fendler und Dr. Jochen Kaiser. Das Thema wurde in vier Workshops unter verschiedenen Gesichtspunkten vertieft: kirchenpolitische, gesellschaftliche, räumliche und bauliche Faktoren (Leonhard Müller); Wie Menschen Gottesdienst erleben (F. Fendler); Wie die Gottesdienstverantwortlichen zusammenarbeiten (J. Kaiser); homiletisch-liturgische Perspektiven auf den Gottesdienst (Dr. Katrin Kusmierz). Die Berichterstatteerin besuchte F. Fendlers Workshop. Die Tagung wurde mit einer liturgischen Feier abgeschlossen.

Von der Pfarrerin bis zum Sigristen, vom Laienprediger bis zur Organistin: Rund sechzig an der Gestaltung von Gottesdiensten Beteiligte oder Interessierte waren der Einladung der Liturgie- und Gesangbuchkonferenz, der aargauischen reformierten Landeskirche sowie des Kompetenzzentrum Liturgik der Uni Bern nachgekommen, um an der Gottesdienstwerkstatt «Das hat mich berührt – Qualität im Gottesdienst» teilzunehmen.

Alle sind sich einig: Es gibt gute und weniger gute Gottesdienste. Aber was macht es aus, dass ein Gottesdienst gelungen ist? Solchen Fragen widmet sich das Zentrum für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst (ZQG) im deutschen Hildesheim. Sein ehemaliger Leiter Folkert Fendler war einer der Hauptreferenten der Tagung.

«Qualitätsentwicklung», das klingt nach Qualitätsmanagement und Qualitätssicherung, nach Marktwirtschaft und Messbarkeit. Kann man solche Instrumente einfach auf den Gottesdienst anwenden? Durchaus, so Fendler. Auch wenn man nicht alles messen kann (irgendwo muss der Heilige Geist ja auch noch Platz haben), gibt es laut Fendler Kriterien, Modelle, Werkzeuge, um die Qualität eines Gottesdienstes zu erfassen.

Also, wann ist ein Gottesdienst gut? Eine unmittelbar einleuchtende Antwort könnte sein: Wenn er mir etwas gibt. Wenn ich daraus etwas mitnehme. Wenn mich darin etwas «berührt».

Und dann wird es kompliziert. Denn die Erwartungen an einen gelungenen Gottesdienst gehen gewaltig auseinander, wie die Teilnehmenden der Tagung auch im interaktiven Versuch für sich selbst feststellen konnten. Den einen ist vor allem Gemeinschaft wichtig, andere wollen Glaubensgewissheit stärken, und wieder andere suchen vor allem eine Begegnung mit dem Heiligen, Unfassbaren, dem Geheimnis. Passt das alles überhaupt in einen einzigen Gottesdienst?

Noch komplizierter wird es, wenn man die immer noch sehr beliebten Milieustudien zu Rate zieht, um etwas über die (mutmasslichen) Gottesdienstbesucher und ihre Bedürfnisse zu erfahren. Da gibt es dann die «Hochkulturellen», die klassische Musik und eine intellektuell herausfordernde Predigt erwarten, die «Bodenständigen», die es harmonisch und auf keinen Fall zu «gstudiert» haben wollen, die «Kritischen», die allergisch auf zu viel Harmonie reagieren, die «Geselligen», die es toll finden, sich beim Abendmahl die Hand zu reichen, oder die «Zurückgezogenen», die Berührungen jeder Art verabscheuen. Es gleicht der Quadratur des Kreises, diese unvereinbaren Erwartungen und Bedürfnisse in einem normalen Sonntagsgottesdienst zu erfüllen. Auch «Zielgruppengottesdienste», die auf bestimmte Milieus zugeschnitten sind, erreichen das nur begrenzt. Und ausserdem hat der reformierte Sonntagsgottesdienst den Anspruch, die ganze Gemeinde zu versammeln und nicht nur Akademiker oder Volksmusikfans.

Aber vielleicht sind Milieu- und Zielgruppenerfassungen gar nicht so hilfreich, um Bedürfnisse der Besucher zu erfassen. In der Marktforschung käme man jedenfalls zurzeit gerade wieder davon ab,

sagte Fendler. Lange Zeit teilte man dort zum Beispiel die Schokoladenkonsumenten in die zwei Gruppen «Lutscher» und «Kauer» ein. Bis man merkte, dass es da ein Problem gab: «Die Lutscher wurden zunehmend beim Kauen ertappt und die Kauer beim Lutschen», so Fendler. Offensichtlich kann ich je nach persönlicher Verfassung einmal Lust zum Kauen und dann wieder zum Lutschen haben. Insgesamt liessen sich Menschen heute nicht mehr so einfach wie früher nach Geschlecht, Alter oder Bildungsstand einer Gruppe mit bestimmten Konsumgewohnheiten zuordnen, sondern verhielten sich unterschiedlich je nach «Verfassung, Gestimmtheit, Befindlichkeit». Und das auf dieser Erkenntnis beruhende «Verfassungsmarketing» wirbt nicht mehr für «Kauer» oder «Lutscher», sondern suggeriert «zarteste Versuchung» oder Schweizer Gipfelerlebnisse.

Übertragen auf den Gottesdienst hiesse diese Erkenntnis, dass man nicht mehr fragt für welche Gruppe er da sein soll, sondern welche Gestimmtheiten er aufnehmen und bewirken soll und wie ihm das gelingt. Deshalb hat das ZQG das Modell der «Wirkfelder» entwickelt. Danach soll der Gottesdienst auf die Bereiche Lebensdeutung, Empfindung, Beziehung und Handlungsorientierung wirken, jeweils in einem Spannungsfeld: Selbstbestimmung und Wahrheit Gottes (Lebensdeutung), Freude und Ernst (Empfindung), Selbstsorge und Nächstenliebe (Handlungsorientierung), Nähe und Distanz (Beziehung).

Das Modell der Wirkfelder soll zur Qualitätsentwicklung im Gottesdienst beitragen. Es kann zur Reflexion eingesetzt werden: Was will ich bewirken und wie mache ich das am besten? Welche Wirkfelder bediene ich am liebsten, welche vernachlässige ich? Welchem der Pole eines Wirkfelds neige ich eher zu? Oder es kann nach dem Gottesdienst für Feedbackinstrument eingesetzt werden: Was ist da eigentlich angekommen? Was hat wer aus diesem Gottesdienst mitgenommen?

Eine Erkenntnis aus diesen Wirkfeldern: Einseitigkeit mindert die Qualität. Wenn ständig von der Erhabenheit Gottes und der Armseligkeit des Menschen die Rede ist, bewirkt das eher Revolte als Erbauung. Die Pfarrerin, die gegen den schrecklichen Egoismus wettet, wird der Trauernden nicht gerecht. Partizipativ sein zu müssen ist ein Gräuel für jene, denen gemeinsames Singen und Beten als Gemeinschaftserlebnis vollkommen reicht. Und laut einer Studie wünschen sich sogar in Taufgottesdiensten Eltern nicht nur Fröhlichkeit, sondern auch Tiefe, Feierlichkeit, Besinnung auf die Endlichkeit des Lebens.

Ein gelungener Gottesdienst dagegen ist offen für Nähe und Distanz, Freude und Ernst, Mensch und Gott, Selbst und Welt. Nicht immer in jedem Gottesdienst gleich, ein Karfreitagsgottesdienst ist sicher ernster als eine Christnacht. Aber so, dass er möglichst vielen Besuchern mit ihren verschiedenen Gestimmtheiten etwas mitgeben kann.

Marianne Weymann, Pfarrerin und freie Journalistin